

Blick auf die Leinwand

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **6 (1953-1954)**

Heft 26

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BLICK AUF DIE LEINWAND

Kampf der Welten

Produktion: USA, Paramount
Regie: B. Haskin
Verleih: Starfilm

ms. Ein Film nach dem utopischen Roman H. G. Wells. Die literarische Vorlage diente bereits vor vielen Jahren dem damals noch jungbegabten Orson Welles für ein Hörspiel, dessen Verbreitung am amerikanischen Rundfunk in der Bevölkerung eine Panik hervorgerufen hat. Nun, eine Panik wird des Filmes wegen nicht entstehen. Das ist aber noch kein Grund, den Film (oder das längst vergessene Buch) sympathisch zu finden. Inhaltlich bietet der Film das: Weltraumluftschiffe landen auf der Erde. Es sind die Bewohner des Mars darin, die auswandern müssen, weil der Planet degeneriert. Sie kommen nicht als friedliche Emigranten, sondern als bösartige Krieger. Mit Strahlen und Feuer vernichten sie alles irdische Leben. Sie haben Leiber wie Spinnen, keine Hände, sondern Saugnäpfe, ihr Kopf ist überdimensioniert und in viele Ecken und Kanten ausgeformt, und sie sehen nur mit einem Auge, das aber drei Linsen hat. Solche Gespenster kommen auf die Erde, erobern sie und können doch nicht siegen. Die Städte zwar werden zerstört, die Wolkenkratzer zerbröckeln wie Brotkrumen, Wald, Feld und Wiesen werden verbrannt, die Menschen lösen sich in Nichts auf, und dennoch: der Sieg ist ihnen nicht gewährt. Denn die letzten Menschen, die in der großen Stadt (Los Angeles) geblieben sind, den Tod im Angesicht, versammeln sich in den Kirchen und beten. Die unheimlichen Fliegenden Teller nähern sich, man hört ihr mörderisches Gezirre in der Luft, hört die Häuser zusammenbrechen. Aber da plötzlich: die Teller sacken ab, einer nach dem andern, ihre Lucken öffnen sich, Spinnenfüße tasten sich hervor, aber zu spät, die Marsbewohner sterben, denn sie sind nicht immun gegen die Bakterien in der Erdatmosphäre. «Und so hat das kleine Tierchen in Gottes Schöpfung», heißt es zum Schluß, «die Menschheit gerettet.»

Man muß sich dagegen wehren, daß auf solche rasante Weise auf unserem ohnehin schon lädierten zeitgenössischen Nerven geklimpert wird. Der Film ist, wiewohl er die Effekte teilweise recht zurückhaltend setzt, eine psychologische Unanständigkeit. Vor allem aber ist er religiös verlogen. Es ist nun einfach schockierend, es ist dumm und unappetitlich, einen Pfarrer zu zeigen, der mit Bibel und Kreuz beherrscht den fliegenden Ungetümen entgegenwandert und zu weniger als Staub verbrannt wird, und es ist unwahrhaftige Stimmungsmache, wenn die Rettung der Menschheit als ein Wunder des Gebetes gepriesen wird. Das ist Pseudo-Religiosität und zeigt an, wie sehr diese Filmleute jegliches Bewußtsein für die verheißene Apokalypse verloren haben, da sie sich dazu verstehen, in derart verweltlichtem Sinne ein apokalyptisches Spektakel zu inszenieren, das um so trüber und geschmackloser ist, als es ja nichts anderes bedeutet als eine frivole, geschäftliche Ausnützung der fliegenden Untertassen-Konjunktur, mit der die Menschen hysterisch gemacht werden. Man braucht den Film nicht ernst zu nehmen, gewiß nicht, aber ernst genommen werden muß er als ein Symptom unserer kranken Zeit.

Magdalena

Produktion: Italien, Titanus
Regie: A. Gennina
Verleih: Gamma-Film

ZS. Ein arger Mißgriff im Thema. In einem italienischen Dorf, an dessen traditioneller Fronleichnamsp procession das reinste Mädchen die Madonna darstellen soll, gelingt es einem reichen Kirchenverächter, den Priester mit falschen Zeugnissen zu täuschen und eine fremde Dirne, Magdalena, diese Rolle spielen zu lassen. Der Geistliche soll nachher blamiert werden. Zufällig wird Magdalena noch vor der Prozession durch die Wundersucht primitiver Frauen in eine Krankenhilfe einbezogen. Ihr Gewissen meldet sich aber, und sie erzählt dem Pfarrer die Wahrheit. Dieser vergibt ihr und erzählt der Gemeinde die Wahrheit nicht, so daß sie die Madonnenrolle weiterspielen kann, wozu sie die unwissende Gemeinde auffordert. Aber der reiche Mann, von dem Magdalena nichts wissen wollte, gibt die Wahrheit preis und das Mädchen wird gesteinigt. Der Priester bedauert es, aber der Zuschauer kann nur den Kopf schütteln.

Wie kommt er dazu, seine Gemeinde aus schwächerer Barmherzigkeit durch Verschweigen über die Wahrheit zu täuschen, zu belügen? Er hätte ihr Sünde und Vergebung in einem kundmachen, ihr sagen müssen, daß sie nicht zu richten habe. Statt dessen läßt er alles fatalistisch geschehen, denn die Menschen sind nun einmal Sünder und «können sich nicht ändern». Einen Augenblick lang erhalten wir hier blitzartig eine Erklärung für so viele unglaubliche Zustände in Italien. Keiner wuchert mit dem ihm anvertrauten Pfund. Der Film war zweifellos als katholische Propaganda gedacht, aber der deutsche «Evangelische Filmbeobachter» schreibt mit Recht: «Was dem oberflächlichen



Magdalena wird von dem Pfarrer nicht aufgeklärten und zurückgehaltenen, empörten Frauen verfolgt.

Beobachter als Propaganda erscheinen möchte, wird hier zu bedenklicher Selbstdarstellung einer Kirche.»

Die Gestaltung ist stellenweise bemerkenswert, selbst raffiniert. Die bewährte Idee, pikantes Dirnentum und fromme Religionsübung zusammenzubringen, ist effektiv ausgewertet. Gennina hat es schon immer verstanden, das dem italienischen Volk angeborene Komödiantentum geschickt einzusetzen, und auch die Landschaften sind gut ins Bild gefaßt. Wahrscheinlich aus diesem Grunde wurde der Film als italienischer Hauptbeitrag für das Festival von Cannes vorgesehen, jedoch durch einstimmiges Urteil der dortigen Auswahlkommission zurückgewiesen. Leider hat diejenige von Locarno nicht die gleiche Sicherheit in der Bewertung aufgebracht, nicht zu ihrem Nutzen. Ein gedankenloses Publikum wird sich durch den Film zwar amüsieren lassen, aber wer nachdenkt, kann ihn nur verwerfen.

Endstation Harem (You know what sailors are)

Produktion: England, Rank
Regie: K. Annaskin
Verleih: Viktor-Film

ms. Wenn wir diesen englischen Film an dieser Stelle anzeigen, so deshalb, weil er in undogmatischer Weise dartun kann, wie man eine Posse gestalten soll, damit sie nicht nur für die Anspruchslosen genießbar werde. Der ganze Film ist ein einziger Kalauer. Drei Seeoffiziere, die über den Durst getrunken haben, montieren auf einem ausländischen Zerstörer drei Messingkugeln und ein Kinderwagengestell auf die Radarbrücke und malen das Zeug weiß an. Am andern Morgen Ueberraschung. Die englische Admiralität hält das sonderbare Gestänge für einen neuen Radartyp. Einer der Offiziere, die den Lausbubenstreich begangen haben, deklariert es als den noch geheimgehaltenen Typ. Weshalb denn wurde das Modell auf dem fremden Schiff, das dem Lande Agrarien gehört, montiert? Rätselraten. Beschluß, daß

der ausgewiesene junge Offizier auf dem agrarischen Zerstörer mitfahren muß, um das Geheimnis herauszubringen. Aber die Agrarier sind nicht dumm. Ihr Präsident, der auf dem Schiff ist, riecht Lunte. Er will das Wundergerät, mit dem man, meint er, Flugzeuge mir nichts, dir nichts aus der Luft herunterholen kann, für sich. Der englische Marineoffizier wird zum Schutzhaft-Gast erklärt. Es ist kein schlimmes Gefängnis, in das er gebracht wird, es ist das Harem des agrarischen Präsidenten, und die jungen Damen, die leicht bekleideten «Töchter» des Herrschers, haben die Aufgabe, den schlanken, ranken, muskulösen Mann aus England zu beschäftigen, bis der Professor Pflumbaum, so heißt der agrarische Allerweltserfinder, das Geheimnis herausgebracht hat. Das hat er denn schnell. Er erkennt den Kinderwagen. Aber das neue Radargerät ist willkommen. Es soll eine Geheimwaffe sein gegen die bösen Leute von jenseits der Grenzen, die so russische Namen haben. Und tatsächlich, das geheimnisvolle Gerät erschreckt sie, sie sehen ein, daß ihre Raketengeschosse überholt sind und bieten dem fast unbewaffneten Agrarier einen Nichtangriffspakt an. Der Friede ist gerettet, und der Engländer, weil er zu schweigen verspricht, darf heimkehren.

Eine Posse. Aber geistvoll aufgezogen. Man kann schmunzeln, man kann lachen. So lassen wir uns mokante Wahrheiten über die politische Angst unserer Tage gefallen. Und die Engländer nehmen sich selber in unnachahmlicher Weise hoch. Was sie da über ihre Marine an Witzeleien zum Besten geben, ist ein munteres Zeichen ihrer seelischen Gesundheit. Lediglich die Haremsszenen sind etwas weit ausgesponnen. Die körperlichen Reize der jungen Damen werden zwar recht dezent gezeigt, aber das Spiel mit ihnen dauert im Verhältnis zum ganzen Spaß doch etwas zu selbstzweckhaft lange. Großartig indessen ist die Rolle des agrarischen Präsidenten mit Akim Tamiroff besetzt, der eine orientalische Figur von herrlichstem Schwadronniergeist auf die Beine stellt. Eine darstellerische Leistung von hohem Rang — innerhalb einer schwankhaften Operette, die unterhält und die man nachher wieder vergißt. — Der einfältige deutsche Anreißer-Titel gehört zu jenen kurzgeistigen Beschränktheiten, die dem Kinogewerbe auf die Dauer immer wieder Schaden zufügen.

Verlorenes Glück (Little boy lost)

Produktion: USA, Paramount
Regie: G. Seaton
Verleih: Starfilm

ms. Die Dichterin Marga Laski hat eine schöne Novelle geschrieben. «Little Boy Lost» heißt sie. Ein Vater, durch den Krieg von Frau und Kind getrennt, macht sich nach dem Kriege auf, nach dem kleinen Sohn zu suchen. Nur wenige Spuren weisen ihn auf den Weg. Die Frau ist von den Deutschen erschossen worden, denn sie war in der Résistance. Das Kind, von der Mutter damals in Sicherheit gebracht, ist verschwunden. In einem Waisenhaus findet der Vater endlich ein Kind, das das seine sein könnte. Der Bub hat keine Erinnerung an die Ver-



James Mason (rechts) als Kapitän in Josef Conrads bekannter Erzählung «Der geheime Gefährte», die in neuer Kurzfilmfassung gegenwärtig in der Schweiz zu sehen ist.

gangenheit, hat keinen Namen, weiß nur, daß er acht Jahre alt ist. Wird sich das Kind erinnern können? Werden Erinnerungen auftauchen an jene Tage, da seine Mutter noch lebte, so daß der Vater eine Bestätigung erhalte, daß das sein Kind ist, mit der Inbrunst seines einsamen Gemütes gesucht?

Ein thematisch schöner Film. George Seaton hat ihn künstlerisch verdorben, er hat daraus einen rührseligen, statt einen rührenden Film gemacht. Das ist schade. Der Film hat dennoch von seiner Geschichte her einen Wert. Auch Bing Crosby, der Jazzsänger, in der Rolle des Vaters vermag im ganzen zu überzeugen, aber das Urteil, daß er ein großer Schauspieler sei, der jede Regung bis ins Innerste glaubhaft macht, wird man dennoch nicht wagen dürfen.

Le peccatrice dell'isola (Die Sünderin der Insel)

Produktion: Italien, Audax
Regie: S. Corbucci
Verleih: Gamma-Film

ms. Ein italienischer Gefühlshappen, der sich die Ausdrucksmittel des Realismus zu Nutze gemacht hat. Die Sünderin (wie geschmacklos und dumm-spekulierend sind solche Titel immer wieder!) ist natürlich eine dämonische Frau. Sie lockt die Verehrer an wie die Konfitüre die Fliegen, aber ihre Süße ist tödlich. Kein Mann, der nicht ins Verderben geriet. Sie schlägt jeden Mann in Bann, nicht nur den einen Fischer, der sich in sie vergafft und aus der Halbwelt, aus der sie stammt, auf die einsame Insel gebracht hat. Aber ein Mann ermannt sich, er flieht aus dem gefährlichen Bann, indem er die dämonische Frau ermordet. Wer war dieser Mann? Der Film berichtet, wie nach ihm gesucht wird. Wer der Mörder sein könnte, das erfährt man freilich nicht auf direktem Wege, sondern mittels vieler Rückblendungen, die Situationen mit Männern festhalten, die als Mörder in Frage kommen könnten. Die Polizei ist ein Mittel, um groteske Szenen einzuspannen. Denn Polizisten sind zwar ernsthafte Menschen, aber sie haben allerlei Verständnis für verirrte Männer und ihre Frau. Die Bildsprache des Films ist klatschig, in der Geste des dramatischen Pathos gehalten, das in italienischen Filmen überall dort gepflegt wird, wo Konfektionäre des sogenannten Verismus am billigen Werke sind.

Die Eskorte (The Command)

Produktion: USA, Warner Bros.
Regie: D. Butler
Verleih: Warner

ms. Ein Wildwester in Cinemascope. Ein Drama in der Steppe der Pioniere von etlicher Spannung. Amüsant, weil darin eine neue Art von Held kreiert wird. Der Held nämlich ist ein Truppenarzt der Kavallerie, der das Kommando übernehmen muß, nachdem der Hauptmann gefallen ist. Die Kavalleristen beugen ihren Stolz nur widerwillig, und weil es der Wunsch des sterbenden, verehrten Hauptmanns war, vor dem «Medizinmann». Der soll die Truppe nur bis zum Fort führen. Aber es kommt anders. Auf halbem Wege dorthin werden die Kavalleristen als Eskorte für einen Wagenzug reklamiert, der nur von Infanteristen begleitet und daher zu schwach gedeckt ist. Denn die Indianer sind wild und überfallen alle Siedler und kleine Truppen von Soldaten. Also muß der Arzt mit seinen Reitern den gewiegten Kavallerieoffizier spielen. Der Infanterieoberst ist zuerst gar nicht begeistert von dem eigensinnigen Mann, der, weil er das Regiment nicht beherrscht, gegen die Sätze des Reglements handelt. Aber seine Strategie hat Erfolg, als Arzt ist er ja gewohnt zu improvisieren. Er bringt die Infanteristen, die Pioniere und die Reiter durch. Die Indianer fallen zuhauf, und wer von ihnen nicht an Gewehrkugeln stirbt, der wird durch Windpocken kampfunfähig gemacht, denn die Krankheit ist unter den Siedlern des Wagenzuges ausgebrochen und unter die Indianer verschleppt worden. Der Film hat richtige, äußerliche Spannung, etwas Humor und ist mit viel Schmiß inszeniert. Das Cinemascope-Verfahren eignet sich trefflich für weitsichtige Landschaftsaufnahmen, ist aber denkbar ungeeignet für jede intimere Szene, für Milieuschilderung, Großaufnahme und dramatischen Schnitt. Und schließlich wird auch die Landschaft, in der sich die Indianergefechte breit entfalten, mehr taktisch als künstlerisch «angesprochen». Wieder erweist es sich, daß das Cinemascope wie alle anderen raumillusionierenden Verfahren eine Bürde darstellt. Die Ueberwindung der Hollywooder Krise wird nicht auf diesem Wege vor sich gehen können.